

B 119
DIE

FAMILIEN PRAGS.

NACH DEN

EPITAPHIEN DES ALTEN JÜDISCHEN FRIEDHOF'S
IN PRAG

ZUSAMMENGESTELLT VON

SIMON HOCK.

AUS DESSEN NACHLASSE HERAUSGEGEBEN, MIT ANMER-
KUNGEN VERSEHEN UND BIOGRAPHISCH EINGELEITET

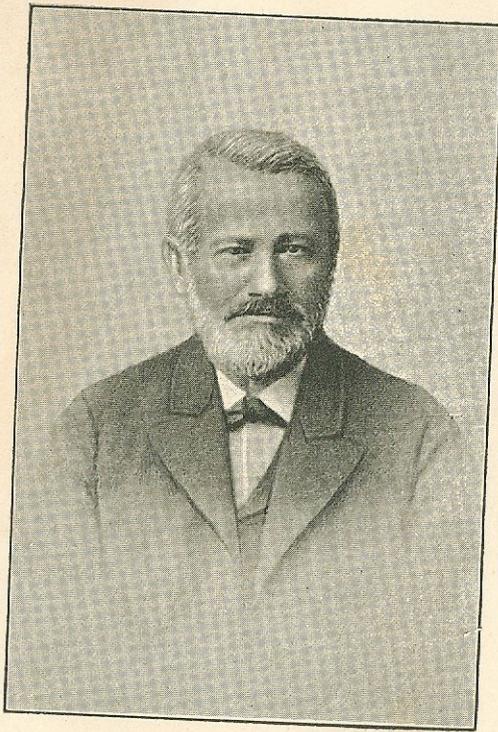
VON

PROF. DR. DAVID KAUFMANN.

PRESSBURG.

DRUCK VON ADOLF ALKALAY.

1892.



SIMON HOCK

GEB. AM 27. NOVEMBER 1815
GEST. AM 22. OKTOBER 1887.

DIE
FAMILIEN PRAGS.

NACH DEN
EPITAPHIEN DES ALTEN JÜDISCHEN FRIEDHOFS
IN PRAG

ZUSAMMENGESTELLT VON
SIMON HOCK.

AUS DESSEN NACHLASSE HERAUSGEGEBEN, MIT ANMER-
KUNGEN VERSEHEN UND BIOGRAPHISCH EINGELEITET

VON
PROF. DR. DAVID KAUFMANN.

PRESSBURG.
DRUCK VON ADOLF ALKALAY.
1892.

Der Morgen der Befreiung hat die Juden beim Buche überrascht. Beim Buch der Bücher und bei dem reichen Schriftthum, das wie der viermalgetheilte Strom des Paradieses aus Einer Quelle sich daraus ergoss. Das Wort von dem Volk von Studenten ist einmal wahr gewesen. Es giebt kein Beispiel in der Weltgeschichte dafür, dass eine Litteratur so lebendig, so lebenspendend, so innig mit dem Dasein ihrer Träger verwachsen gewesen, wie die jüdische noch vor kurzer Zeit. Was sonst die Krone der Cultur, den Segen in Freiheit und Wohlstand blühender Völker ausmacht, dass das Wissen allgemein wird, die Beschäftigung mit dem Geiste nicht auf die gelehrte Kaste sich beschränkt, litterarische Liebhabereien auch unter Laien sich ausbreiten und das Buchwesen in breiten Schichten sich entfaltet, das war im Ghetto allerorten anzutreffen. Wohl war, was wir Bildung nennen, bis auf das Wort hier unbekannt, aber das, was diese nur einzelnen Auserwählten zu gewähren vermag, die Hingebung an das Unvergängliche im Wechsel, die Erhebung über die Nothdurft des Lebens, das stille Heiligthum in der Seele mit dem Altar des Geistes inmitten des Lärms und Dranges des Alltagslebens, das war hier wie eine Forderung des Glaubens, Religion und Gottesdienst. Die man draussen von allen Musen verlassen wähnte, umleuchtete in ihren Häusern das Himmelsfeuer eines Ideals, die geschmähten Zweckverfolger und Interessenjäger kannten eine Welt voll Hoheit, die um ihrer selber willen da war, die keinem Interesse diente und zwecklos war, wie alles wahrhaft Schöne; schwarz bin ich, doch lieblich, so konnte mit dem hohen Liede einst das Ghetto sprechen.

Es war unweise, das Buch zuzuschlagen, weil der Tag am Himmel anbrach. Eine Verarmung ist als Folge davon über die jüdischen Gemeinden hereingebrochen, die nicht

geringer anzuschlagen ist, weil sie nicht in Zahlen ausgedrückt werden kann. Erfüllt von Gelehrten und von Schreibenden, das war einst der Ehrenname eines jüdischen Gemeinwesens. Und so verlassen war keines, dass nicht eine Seite, ein Zweig des heiligen Schriftthums darin einen Pfleger, einen Vertreter gehabt hätte. Man kannte neben dem Reichthum noch ein erstrebenswerthes Gut, man gieng nicht auf in der Jagd nach Erwerb; es gab nicht nur einen Tag in der Woche, es gab einen Theil des Tages, der geweiht und geadelt war durch die Pflege des Höheren, den Cultus des Geistes. Es war eine gewöhnliche Erscheinung, dass Lastarbeiter des Geschäftslebens, Menschen, die in harter Arbeit um ihr Brod den Tag hinbrachten, nicht der Ruhe pflegten, bevor sie nicht im Studium des Gesetzes wie in einem Stahlbade von aller Mühsal und Erdschwere sich befreit hatten. So war es denn nicht selten, dass Wissen und Berufsart, Gelehrtigkeit und Handwerk in Einer Person gar sonderbar sich begegneten, manch schlichter Handelsmann Kenntnisse in seinem Haupte trug, die seine Verächter gemeinsam nicht aufzuweisen vermocht hätten. Und auch dieses Geistesleben hatte seinen Reichthum, seine Mannigfaltigkeit. Es war nicht der Talmud ausschliesslich und allein, der die Herrschaft übte, auch andere Wissensfächer fanden ihre Anhänger und Bebauer in der Gasse. War es die Kenntniss der heiligen Schrift, die den Einen entzückte, so dass er im Stande war, zu einer Flucht von Accenten, die man ihm angab, den untergelegten Text herzusagen, so fand ein Anderer in der aramäischen Uebersetzung seine Welt und seine Wonne. Hier glänzte Einer durch die Fertigkeit, zu der er es im hebräischen Ausdruck gebracht, dort ein Anderer durch die Belesenheit; die er in der religionsphilosophischen Litteratur seines Volkes sich erworben hatte. Wunder an Gedächtniskraft wetteiferten mit Heldenstücken des Scharfsinns; die Mischna auswendig zu kennen, in einem Traktate des Talmuds, in einem Gebiete des Rechtes, im Gesetzbuche Maimünis oder eines Anderen der Decisoren zu Hause und Alleinherrscher zu sein, war ein Ziel des Ehrgeizes, ein Gegenstand des frommen und gelehrten Eifers. Der schlichte Schriftsinn hatte seine Kämpen, die Geheim-

lehre ihre Adepten; dadurch kam Leben und Bewegung in die Geister, es war ein Polarisiren in Gegensätzen wie bei jeder grossen Erscheinung. Jede neue geistige Richtung fand ihre Anhänger, die Entwicklung der Litteratur ihre Schulen und Gemeinden. Wie es von Geistesfunken leuchtete, als die Haarspalterei und Klopffechtere in der talmudischen Discussion sich auszubreiten anfieng und selbst in der Predigt der Scharfsinn die Erbauung zu verdrängen unternahm, so lauschte man den Enthüllungen der Kabbala, als der Druck der Jahrhunderte und die Reaction gegen die einseitige Verherrlichung der Gelehrsamkeit die Geister der Geheimlehre entgegtrieb, und so verbreitete sich die Freude an sprachlicher Kunst und poetischer Tändelei, als durch Mendelssohn und seine Jünger die Wiedergeburt der wissenschaftlichen hebräischen Sprache und der Muse Zions ein neuer Liederfrühling anbrach. Und als nochmals die Zeit sich erneuerte und auch dem jüdischen Volke die Wissenschaft der Geschichte erstand, um als rückwärts gewandte Prophetin auch seiner Vergangenheit den Spiegel zu schleifen, der sie vor die Augen der Nachwelt zaubert, da ergriff die Erweckung auch weite Kreise der Laienwelt und der Funke der Erleuchtung zündete inmitten des Handelsstandes in den Gemeinden und entflamte Kaufleute zu Priestern der Kritik und der historischen Forschung. So hat die Beschäftigung mit dem Geiste auch hier frei, die eigenthümliche Cultur der Judengasse den Boden urbar gemacht, in dem die Saaten einer neuen Zeit aufgingen.

Die Geisterrepublik des Ghettos hatte keine Würden zu vertheilen, aber das reiche Leben, das in ihr blühte, mit seinen Abschattungen und Abstufungen schuf sich auch seine Bezeichnungen und Ehrennamen. Unter diesen war die des Muschlam eine der erlesensten. Es war der durchgebildete Mann, was man damit ausdrücken wollte, der Vervollkommnete, wie das hebräische Wort bezeichnend sagt. Wer von allem erreichbaren Wissen gekostet und auch fremden Geistes Hauch verspürt hat, der konnte Anspruch erheben auf diesen Ehrentitel. Als die erwachte wissenschaftliche Erkenntniss wie der Frühlingssturm einer neuen Epoche auch an den Pforten des Ghettos rüttelte, da füllte wie ein

altes Gefäss mit neuem Inhalt der frühere Ehrenname sich mit ungeahnter Bedeutung. In diesem Kreise erstanden der neuen Forschung ihre Hilfsarbeiter, dem jungen Geiste seine Verkünder. So Mancher, der damals am Ladentische, vor seinen Handelsbüchern den Ruf vernahm, ist nachmals eine Säule der jüdischen Wissenschaft, ein Bahnbrecher und Pfadfinder geworden, kein Professor zwar, dafür aber einer, der Professoren lehren kann, nicht Akademiker, dafür aber einer, der die Wissenschaft nicht akademisch, sondern mit seinem Herzblute, wie seinen Augapfel liebt. Das sind jene Dilettanten im edelsten Sinne des Wortes, wie sie Schopenhauer verherrlicht, die entzückten Pfleger des Geistes, die von der Muse der Wissenschaft, wie es Goethe den Adepten der Poesie zuruft, sich nur geleiten und nicht leiten liessen, nicht Fachmänner zwar, wie die Wortschablone sagt, aber Berufene durch innere Stimmen, Auserwählte durch eigene Wahl. Der Typus ist selten geworden, seine Vertreter ragen nur noch vereinzelt, wie Stämme, die stehen geblieben sind, während der Wald gerodet wurde, der einst sie umstand.

Das Leben eines der ausgezeichnetesten Glieder dieser Gattung, einer fast idealen Ausprägung dieses Typus ist es, das ich hier festhalten möchte. Wohl ist es ihm nicht vergönnt gewesen, mit dem Vollgewichte seines Könnens, mit einem seiner würdigen selbstgeschaffenen Denkmal seines unvergleichlichen Fleisses und Wissens auf die Nachwelt zu kommen, wohl hat er nur vom Gipfel das Land der Verheissung erschaut, aber als hätte die heilige Schrift die Erfolgenbeterei uns verwehren wollen, lässt sie eben auch Moses das gelobte Land nicht betreten; die Achtung vor der Arbeit eines Lebens hängt nicht von der Zahl dessen ab, was darin zu Stande gekommen ist. Es ist eine Ehrenpflicht der jüdischen Wissenschaft, Simon Hock's zu gedenken, als eines Laien, vor dem die Gelehrsamkeit sogenannter Gelehrter zur Laienhaftigkeit zusammenschrumpft, als eines ihrer treuesten Pfleger, als eines ihrer unverdrossensten und begeistertesten Arbeiter, ob auch die volle Summe dieses Lebens nur dem aufgeht, der dem geistigen Niederschlage desselben in seinem handschriftlichen Nachlasse nähertritt.

Simon oder, wie die Synagoge, das Elternhaus und die Gasse ihn nannten, Sinai Hock ist als Abkömmling einer alten erbgesessenen Prager Familie, die auf Jahrhunderte ihren Namen zurückleitet, am 27. November 1815 in dem Hause Nr. 258/V der Prager Judenstadt geboren. Sein Vater, Hermann Hock, ein ehrsamer Bandkrämer, der nicht völlig jüdischen Wissens entbehrte, wie seine Mutter Marie, geb. Porges kannten keinen höheren Wunsch als den, ihr Kind in Frömmigkeit und Gesetzesgelehrsamkeit heranwachsen zu sehen. Wohl lag noch über Prag das Abendroth der untergegangenen Sonne des Talmudstudiums, noch ruhte der Abglanz R. Ezechiel Landau's, „des in Juda Bekannten“ auf seinen Söhnen, dem geistesmächtigen Mitgliede des Rabbinales oder, wie man in Prag sagte, des Oberjuristencollegiums, R. Samuel Landau und seinem gelehrten Bruder R. Israel, ganz besonders aber auf dem redegewaltigen Schüler und glühendsten Verehrer des grossen Meisters, R. Eleasar Fleckeles, in dessen Geiste bereits Etwas von der Wissenschaftlichkeit kommender Tage dämmerte, noch blühte in fast ungeminderter Frische das Talmudstudium in zahlreichen Schulen der Gemeinde, aber die neue Zeit hatte schon ihr Enklave, die Hauptschule¹⁾ verbreitete schon das weltliche Wissen und bot durch manche ihrer Lehrer, wie Peter Beer und Herz Homberg reichen Anlass zur Furcht vor dem glaubensfeindlichen und die Anpflanzungen der Religion verwüstenden modernen Geiste, wie er sich in diesen Vertretern offenbarte. Besonders war es Hock's Mutter, die diese fromme Scheu empfand. Nur die im Handel unentbehrlichsten Kenntnisse wie Lesen, Schreiben und Rechnen sollten ihrem Sohne, der diese Schule nicht betreten durfte, beigebracht werden; mit um so grösserem Eifer überwachte sie aber seine Ausbildung in den hebräischen Wissensfächern. Rasch klomm der Knabe die Wissensstufen von Bibel, Mischna und Talmud hinan; im zehnten Jahre hatte er bereits die Reife, in einer öffentlichen talmudischen Hochschule dem Vortrage zu folgen. Drei Talmudmeister²⁾ waren es vor-

1) Allgemeine Zeitung des Judenthums 1845 p. 104.

2) S. Guttman Klemperer in Jakob W. Pascheles' ill. isr. Volkskalender XIX (1870) p. 122 f.

nehmlich, die damals in Prag in besonderen Schulen den höheren Unterricht im Talmud leiteten, der nachmalige Landesrabbiner von Mähren R. Nachum Trebitsch und die Söhne des als hervorragende talmudische Autorität gefeierten R. Ezechieh Glogau, R. Meir gest. am 24. August 1826 und R. Juda, genannt Löb Schlesinger, der später der allein noch in Prag übriggebliebenen talmudischen Hochschule bis zu seinem am 17. Juni 1856 erfolgten Tode vorstand. Der junge Simon trat in die Schule des R. Juda Schlesinger, der, wiewohl Berauner Kreisrabbiner, seinen Sitz in Prag hatte. Aber den eigentlich richtunggebenden Einfluss gewann auf den Knaben eine Nebenfigur des damaligen öffentlichen Prager Gemeindelebens, ein stiller Korrepetitor, dem nach der Sitte der Zeit die Aufgabe zufiel, jüngeren Talmudschülern die Vorträge des Schuloberhauptes zum besseren Verständniss und zur Aneignung zu bringen. „Den Grund zu Hock's Treue und Liebe zum Judenthum und zu den jüdischen Wissenschaften, so äussert sich Koppelman Lieben in einer Aufzeichnung über seinen Jugendfreund, legte sein Lehrer, der Talmudgelehrte Jakob (Eljakim) Kolin, dessen äussere Erscheinung nicht vermuthen liess, welch profundes Wissen im Talmud er besass und mit welcher didaktischen Methode er den Schülern die schwierigen Thesen des Talmud — von den pilpulistischen Seiten absehend — beizubringen wusste. Dieser auf den ersten Anblick hin als Finsterling erscheinende Lehrer hatte — horribile dictu — schon gewagt, sich in die Schriften Moses Mendelssohn's zu vertiefen, und war in Folge dessen gewöhnt, den Talmud kritisch à la Is. Berlin und Elias Wilna zu behandeln. Zeugniss hievon gaben die mannigfachen Correcturen, welche in seinem Schriftennachlasse verzeichnet sind, der auf seinen Sohn, den Talmudgelehrten Baruch Abraham Kolin übergegangen ist.“ Der Fleiss und die Fassungskraft, die Ausdauer und das eiserne Gedächtniss des Knaben verriethen sich früh zur Freude seiner Lehrer, zur Beglückung der in schwärmerischer Liebe an der Entwicklung des Kindes hängenden Mutter. Aber auch der allgemeine Wissensdrang des Knaben liess sich nicht zurückdrängen. Die Bekanntschaft mit „Büchern“ war in dem Prag jener Tage nicht

mehr zu verhindern. Der Talmud war das Gestirn nicht mehr, das allein den Himmel beherrschte. Männer von hervorragender Bildung waren in der Gemeinde, wenn auch nur vereinzelt, so doch immerhin vorhanden und ein Gegenstand um so verlockenderen Anstaunens. Das „Lesen“ war schon ausgebrochen und wenn auch nur an einzelnen Ruhetagen, dann aber mit um so heftigerer Leidenschaft betrieben worden. Vergeblich war alle Scheu, alles Sträuben der Mutter, sie musste selbst ihm zu dem „Buche“ verhelfen, das sie mit einer Art dunkeln Grauens wie eine Gefahr von ihrem Kinde abgewehrt wissen wollte. Noch kurz vor seinem Heimgange hat Hock seinem Freunde, dem Dichter S. Kohn in Prag die Anekdote mitgetheilt, die mit dessen Worten hier folgen möge: „Zu jener Zeit bestand in der Judenstadt eine Leihbibliothek, deren Eigenthümer gleichzeitig Besitzer des „Scholethauses“ war und in dieser Weise gleichzeitig für die geistigen und leiblichen Bedürfnisse seiner Glaubensgenossen sorgte. Während der sechs Wochentage war der „Scholetsetzer“ als Bibliothekenbesitzer gar nicht, dagegen an Freitag-Abenden in einer Weise beschäftigt, dass er mehrerer tausendarmiger Riesen zu seiner Assistenz bedurft hätte. Namentlich waren es die Ladenmädchen, welche die ganze Woche in dem Tandelmarkte in anstrengender, unangenehmer Weise beschäftigt waren, in der strengsten Kälte auf freier Strasse Käufer „anrufen“, in der grössten Hitze schwere Waaren in die entlegensten Stadttheile zur Ansicht und Auswahl der Käufer schleppen mussten, welche ihr einziges Vergnügen Samstag in der Lektüre eines guten oder auch schlechten Romanes fanden, den sie mit heisser Gier verschlangen. Jeden Samstag flossen damals im Prager Ghetto ungezählte heisse Thränen, welche die Theilnahme an den unglücklich Liebenden in Kotzebue's, Claren's, Trommlitz' Romanen erpresste.“

Simon Hock, der angebetete Liebling seiner Mutter, welche ihm keinen erfüllbaren Wunsch versagen mochte, richtete als etwa neun- oder zehnjähriger Knabe an diese die bescheidene Bitte, ihm das nöthige Kapital von zwei Kreuzer Wiener-Währung (ca. einen Neukreuzer) — soviel betrug die Lesegebühr für den Samstag — zur Verfügung

zu stellen, damit auch er Samstag ein schönes Buch lesen könne, was ihm den höchsten Anreiz bot. Seine fromme Mutter erschreckte heftig, als Simon oder Sine, wie er im Hause genannt wurde, ihr seine Bitte vortrug. Es wollte der guten Frau bedünken, ihr theueres Kind schreite einem verderblichen Abwege zu. Es wurde ihr gleich schwer, ihm Etwas zu verweigern, was so vielen Anderen erlaubt wurde, als ihm Etwas zu gestatten, was seiner Frömmigkeit abträglich werden konnte. Um diesem schwierigen Dilemma zu entgehen, propozirte sie ihrem Sohne, ihm statt der begehrten 2 Kreuzer wöchentlich das Zehnfache, 20 Kreuzer in seine Sparbüchse zu legen, wenn er auf jegliche Romanlektüre verzichte; aber da Simon — schon in seiner Jugend ein grosser Bücherfreund — für diese Verlockung unempfindlich blieb, ihm vielmehr Thränen in die Augen traten und endlich sein Vater, ein kluger Mann, in dieser Frage ganz auf Seite seines Sohnes stand, überraschte ihn die zärtliche Mutter Freitag Abend mit einem schönen Buche aus der Leihbibliothek, es jedoch als selbstverständlich voraussetzend, dass er, bevor er sich dem Genusse der Lectüre hingebe — zuerst die „Sedra mavir“ (den Wochenabschnitt im Urtexte mit der entsprechenden Betonung lesen) müsse.“

Aber der Schutzengel der mütterlichen Liebe sollte nicht lange mehr über dem Knaben wachen; er stand im 14. Lebensjahre, als man die Mutter ihm begrub. In das verödete Elternhaus zog eine neue Frau, tüchtig, hingebend, charaktervoll, aber es war die Mutter nicht mehr, die ihn behütete. Ungezügelt seinem Wissensdrange hingegeben, warf er sich mit Feuereifer auf die in der Kindheit ihm verschlossenen Wissensfächer, trieb neben den hebräischen auch fremde Studien, suchte einige Sprachen zu gleicher Zeit sich anzueignen und studirte, im Winter selbst, bei ungeheiztem Zimmer bis tief in die Nacht hinein bei Einem Talglicht, bis er sich eine Augenentzündung zuzog, die ihn viele Jahre hindurch peinigte.

In diese frühe Jugendzeit, in die Tage, da er bei R. Juda Schlesinger den Talmudvorträgen lauschte, reichen Freundschaftsbündnisse mit Männern zurück, denen Hock sein Lebelang in Treue anhieng. Man war früh auf den

strebsamen und wissensdurstigen Knaben aufmerksam geworden, der als Sohn eines wohlhabenden Hauses das Brodstudium nicht kannte und doch im Durste nach Erkenntniß und an ausdauerndem Fleisse hinter Niemand zurückstand. An Gelegenheit, im Umgang mit jungen auch wissenschaftlich sich bildenden Männern zu gewinnen, fehlte es nicht. Prag war der Sammelpunkt aller der modernen jüdischen Theologie Beflissenen geworden. Die Philosophie, wie man sagte, war auf einmal über Nacht von Regierungswegen in Böhmen und Mähren ein Erforderniss zur Bekleidung des Rabbinates geworden, das Bedürfniss nach obrigkeitlich bescheinigter Bildung war unter den Talmudjüngern allgemein geworden und Prag die Stätte, wo es befriedigt werden konnte. Der zukünftige Handlungsbeflissene, der Adept Merkurs bildete sich im Umgange mit den „Philosophen“ und lernte immer weitere Räume des profanen Wissens kennen und lieben. Was von den Anderen gefordert wurde, dazu verpflichtete er sich selber.

Das Geheimniß weiser Zeiteintheilung, das ihm zeit-
lebens treu blieb, lehrte ihn, selbst die karge Musse fruchtbringend zu verwerthen, als er in das Handlungshaus seiner Tante Frau Rachel Porges-Spiro als Buchhalter eingetreten war. Neben den deutschen Klassikern, die sein eifrigstes Studium bildeten, warf er sich auf die Erlernung fremder Sprachen, von denen er sich das Französische, das Englische und später auch das Italienische gründlich aneignete. Aber der junge Handelsbeflissene mochte auch auf die Gymnasialbildung, die er an Anderen schätzen gelernt hatte, nicht verzichten. Ein Selbstlerner im besten Sinne, wie er war, vertiefte er sich auch in das Studium der klassischen Sprachen, zu denen nachmals, um das Rüstzeug seiner Forschungen zu ergänzen, das Arabische hinzutrat.

Fertigkeit und Sauberkeit im deutschen Ausdruck, ein ebenso gewandter wie tadelloser Stil, das war in jenen Tagen das Bildungsideal, das so manchem jüdischen Jüngling vorschwebte als Ziel alles Ehrgeizes, als Triumph des feurigsten Strebens. Die Gemeinsamkeit der Interessen schuf bald eine Vereinigung. Im Jahre 1835 traten Hock, Koppelman Lieben, Daniel Ehrmann, nachmals

Rabbiner in Kuttienplan, Hohenems, Böhmisches-Leipa, am 15. November 1882 als Religionslehrer in Brünn verstorben, Moritz Kuh, der später als Arzt sich hervorthat und bis zu seinem am 14. November 1891 erfolgten Tode als Sanitätsrath in Brünn wirkte, G u t t m a n n K l e m p e r e r, der nachmalige um die jüdische Wissenschaft verdiente Rabbiner von Tabor, gestorben am 28. Januar 1884, und Josef Schack zu einem Vereine zusammen, den sie, um das Morgenroth der neuen Zeit, ihr Sehnen und ihr Ahnen zu bezeichnen, Aurora nannten. „Erwerbung der geeigneten stilistischen Form für die in sich aufgenommenen wissenschaftlichen Fortschritte der Zeit“ hat Lieben selber als Zweck der jungen Verbindung hingestellt. Von Hock erzählt er, dass er „durch die Beschreibung eines Ausflugs nach der nahegelegenen Burg Karlstein als gewandter mit Humor und Sarkasmus reich begabter Darsteller“ sich erwies.

Aber neben diesem Drange nach formaler Bildung hatte damals der Seele Hock's bereits die stille Leidenschaft seines Lebens sich bemächtigt, die Liebe zur Wissenschaft des Judenthums. Der Ruf von dem grossen Kritiker in Polen war auf den Flügeln der „Erstlingsfrüchte der Zeiten,“ wie sich bezeichnend die neuen hebräischen Jahrbücher nannten, auch nach Prag gedrungen, hier in der Heimath M. J. Landau's hatte das Strafgericht, das S. J. L. Rapoport's Scharfsinn an seiner Ausgabe des Aruch vollzogen hatte, allgemeines Aufsehen hervorgerufen, die Biographien des neuen Meisters der jüdischen Geschichtsforschung mussten wie eine Erleuchtung in die aufgeschlossenen Seelen der bildungsdurstigen Jugend fallen; ein neuer Ehrgeiz erwachte, die Wissenschaft der Zukunft trat, wie die Umrisse eines Landes vor dem Schiffer auftauchen, immer deutlicher aus dem Nebel. Und nun war auch noch Leopold Zunz 1832 der grosse Wurf gelungen, die neue Wissenschaft in deutschem Gewande vorzuführen, in einer Sprache, so blank und markvoll, so ausdrückstief und glänzend, wie sie als unerreichbares Ideal vor der suchenden Seele dieser Jünglinge gestanden. Jetzt war Hocks Beruf entschieden, seine Wahl vollendet. Wohin immer das Geschäftsleben ihn stellen mochte, seine Treue zu der sicher erkorenen Wissenschaft war nicht zu erschüttern.

Und nun sollte er gar seine Ideale mit leiblichen Augen schauen. Das Jahr 1835 brachte Zunz als Prediger, von einer Fraction der Gemeinde berufen, nach Prag. Hock ward es vergönnt, in seinem Hause zu verkehren und den Einfluss, den er bereits von dem Werke des Mannes erfahren hatte, durch die Persönlichkeit zu verstärken. Wohl gieng die Wirksamkeit Zunzens in Prag wie ein schneller Traum vorüber, aber schon 1836 trat die glänzende Erscheinung Michael Sachsens an seine Stelle, durch die Macht seines Wortes, durch den Zauber seiner Rede wie durch ein hoheitsvolles Wesen mit sich fortreissend und emportragend. In solcher Sprache waren die Lehren und Gedanken des Judenthums noch nicht verkündet worden; es war dies die Erfüllung einer ungestillten Sehnsucht, die Verwirklichung eines Ideals, der Bund jüdischen Geistes und deutscher Cultur, die goldenen Früchte des Judenthums in den silbernen Schalen der klassischen Bildung. Mit begeisterter Hingebung schloss Hock an Sachs sich an, der den gelehrten wissenschaftlichen jungen Mann gern an sich zog und seines anregenden Umganges würdigte. In seiner rückhaltslosen Geradheit soll er sogar, wie S. Kohn berichtet, in einem grösseren Kreise die Behauptung gewagt haben, in ganz Prag könne ausser Simon Hock Niemand richtig deutsch schreiben. Und als nun vollends 1840 S. L. Rapoport nach Prag zur Führung des Rabbinates berufen wurde, da schien Prag zum Vorort der jüdischen Wissenschaft, zur Muttergemeinde Israels, zum Stammsitz aller Belehrung wieder erhoben zu sein, es war, als ob alles Licht und die Zukunft selber ihren Einzug hielten und der alte Glanz wiederkehrte in die verödete Hochschule von ehemals. Für Hock selber haben die Erwartungen sich auch verwirklicht, er war genügend vorbereitet, den seltenen Mann zu geniessen und zu begreifen, darum blieb er ihm die Fahne, zu der er sich hielt, die Stütze, an der er lebenslang emporrankte.

In jene Zeit, den Anfang der vierziger Jahre fallen auch Hock's erste schriftstellerische Versuche. Es musste ein Blühen im Verborgenen bleiben, sein Name durfte nicht genannt werden, denn es gab damals nur im Auslande Blätter, in die man schreiben konnte, das war aber einem Oesterreicher jener vor-

märzlichen Tage bei strenger Strafe verwehrt. Fürst's Orient und Philippson's allgemeine Zeitung des Judenthums waren die Blätter, in denen Hock's erste Arbeiten, Berichte über die Zustände der Juden in Prag und Böhmen, ohne Namensnennung erschienen. Die Schüchternheit im Auftreten, die bescheidene Zurückhaltung, die noch den reifen Mann im Umgange nicht verliess, steigerte sich, wenn er schrieb, zu einer Art von ängstlicher Scheu. Die Heiligung der Feder, welche die Alten fordern, war damals noch ein allgemeiner Vorzug der Schreibenden, das „Schreiben“, noch nicht zum Handwerke herabgesunken, galt als Kunst, die besondere Sorgfalt und Aufmerksamkeit fordert. Hock strich und feilte, besserte und änderte an der geringsten schriftlichen Arbeit, bevor er sich entschloss, sie der Oeffentlichkeit zu übergeben. Bald erkannte man den ungenannten Berichterstatter an der Sauberkeit und Schärfe seines Ausdrucks, dem es nie an einem Korn attischen Salzes, nie an epigrammatischen Spitzen fehlte. Seine natürliche Begabung für die scharfsinnige Polemik fand bald Gelegenheit, im Kampfe gegen die in aufgeregten Wellenkreisen über ganz Deutschland dahinjagende Reformbewegung hervorzutreten. Besonders war es der Israelit des neunzehnten Jahrhunderts, das Organ des Landesrabbiners von Eisenach Mendel Hess, das den Zorn aller Gutgesinnten aufregte. Damals schrieb Hock seine „Briefe gegen den Wind“. In Nr. 10 des 9. Jahrganges der Allgemeinen Zeitung des Judenthums, am 3. März 1845 erschien unter der Bezeichnung: Von H. S. in P. der erste, dessen Gesinnung durch Sätze gekennzeichnet ist wie die folgenden: „Das Blatt hat sich nun so gewendet, dass die orthodoxe Partei die Idee der Freiheit vertritt, die Neologie aber Intoleranz und Fanatismus zu Satelliten hat. Von ihren Koryphäen droht uns eine Hierarchie, die die Freiheit unseres Glaubens mordet, in ihnen sind uns Pfaffen und Jesuiten erstanden, die das Judenthum sonst nie gehabt.“ Wie ein Trommelwirbel zum Aufruhr aus der Mitte des Laienelementes gegen solche Vertreter des Rabbinerthums, so klang die entrüstete Stimme dieser Briefe. Aber es sollte beim ersten verbleiben. Wohl erklärte am Schlusse von Nr. 14 die Redaction, die Fortsetzung — der zweite Brief war in ihren Händen — sei für die

folgenden Nummern zurückgelegt, sie ist gleichwohl nicht mehr erschienen. Vergeblich schrieb der Verfasser nach dem Briefentwurfe vom 20. Juni 1845 an den Herausgeber: „Persönliche Motive leiten mich keineswegs in dieser Polemik, nicht einmal für eine Partei trete ich hier in die Schranken. Ich trete nur auf gegen die schmutzigen und gemeinen Waffen, von denen Herr Hess und seine Parteigänger Gebrauch machen, gegen die erbärmliche und elende Angriffsweise, die dort gehandhabt wird, gegen den unehrlichen und ehrlosen Kampf, der dort gegen die Orthodoxie geführt wird, und den jeder Mann von Charakter und Ehre, gleichviel ob er Orthodoxer oder Radikaler sei, verabscheuen und darüber entrüstet sein muss. Und wenn dagegen nicht gekämpft werden soll, so wüsste ich nicht mehr, wogegen sonst es sich der Mühe lohnte, noch zu kämpfen; wenn man nicht die bodenlose Gemeinheit und Niederträchtigkeit geißeln soll, so wäre es wahrlich besser, die Polemik ganz aus dem Gebiete der Litteratur zu verweisen.“ Aber die Polemik gegen Hess war in Nr. 23 durch eine Erklärung der Redaction eingestellt worden; an dieser Unfehlbarkeit musste alle Beredtsamkeit scheitern: Hock hatte in den Wind geredet. So entschloss er sich, was der Ernst nicht vermochte, durch den Scherz zu erreichen und Hess lächerlich zu machen, statt mit dem schweren Geschütz der Entrüstung und Empörung gegen ihn zu Felde zu ziehen. Eine Mystification, der Bericht über den Ausbruch der Reform am unmöglichsten Orte sollte dies zu Wege bringen. S. Kohn, dem ich diese Mittheilung verdanke, schreibt darüber:

„Ich lüfte hiermit ein Geheimniss, das einundvierzig Jahre verhüllt geblieben, wenn ich verrathe, dass Hock an „den Israelit des neunzehnten Jahrhunderts“ einen Bericht über die Prager Verhältnisse sandte, welcher ohngefähr folgendermassen lautete:

Auch hier begannen sich die Geister zu regen, die rosigen Strahlen der Reform zu verbreiten. Der erste Impuls hierzu ging von H. L. (die Namen waren dort vollständig angegeben) aus und die Mitglieder der Eger-Synagoge haben einstimmig beschlossen, die böhmische als Gebetsprache einzuführen und Herrn L., einen sprachgewandten, geistesbeschwingten Redner als böhmischen Prediger anzustellen.

Das namhafte Gehalt für ihn wird Herr X. in gewohnter grossmüthiger Weise aus seinen eigenen Mitteln bestreiten.

Nun aber war H. L. einer der frömmsten Männer der Gemeinde, der es noch als religiöse Pflicht erachtete, sich auch in seiner Kleidung von der andern nichtjüdischen Bevölkerung auszuzeichnen und deshalb einen dreieckigen Hut zu tragen. Die Eger-Synagoge ist ein kleines Zimmer und die damaligen Besucher derselben waren Gesinnungsgenossen des Vorgenannten, die frömmsten Männer der Gemeinde, welche Rabbenu Tams-Tefillin legten, — das Böhmisches war damals keine Cultursprache, wurde in den Schulen nicht gelehrt und war nur in den untersten Volksschichten im Gebrauche und wurde ungrammatikalisch, corrupt, mit deutschen Worten untermengt gesprochen; — der „redegewandte geistesbeschwingte gelehrte L.“ ein unwissender Mensch, ein Stotterer der lächerlichsten Art, der weder deutsch noch hebräisch, am allerwenigsten böhmisch verstand — der angebliche aufgeklärte Mäcenat war ein streng orthodoxer Mann, der überdies im Rufe der höchsten Kargheit stand.

Diese Mystification errang in Prag einen ausserordentlichen Heiterkeitserfolg und noch kurz vor Hock's Ableben erinnerte ich ihn an dieses Produkt übersprudelnden Humors“.

Wie sehr aber der Kern seiner Musse der strengen Wissenschaft gehörte, wie ernst er im Stillen in die Texte und die Kritik der jüdischen Geschichtsquellen sich vertieft hatte, das bewies er 1846, als er im Orient VII, 366 sich mit einem massgebenden Worte in die Debatte mischte, die an Lebrecht's Erklärung von der angeblichen Brautfahrt der vier bei Bari gefangenen pumbedithanischen Gelehrten sich anknüpfte. Unter dem Namen Hooke — gewiss ein Pseudonym, sagt Lebrecht in Frankel's Zeitschrift 1846 p. 424 — hatte hier der junge Kaufmann die neue Vermuthung als längst bekannt, d. h. vergessen nachgewiesen und zugleich auf das Kräftigste unterstützt. Die kleine Arbeit war bezeichnend für Hock's kommende Richtung und Thätigkeit; Beherrschung des Gegenstandes durch Litteraturkenntniss und kritische Selbstständigkeit, eine knappe und ergebnissreiche Darstellung, das blieben die Kennzeichen seiner wissenschaftlichen Hervorbringungen.

Mittlerweile in das Geschäft des Vaters eingetreten, hatte Hock Veranlassung gefunden, in den Stadt- und Gemeindebüchern, und ganz besonders in Betreff der Judenstadt Nachforschungen anzustellen, wodurch zuerst, wie Koppelmann Lieben behauptete, der Trieb in ihm wachgerufen wurde, der Geschichte der Juden in Prag nachzuspüren und an deren Ergründung seine volle Kraft zu setzen. Sein Elternhaus hatte im Laufe der Jahre eine seltsame Wandlung erfahren. Der Geist der Zeit war darin eingezogen, die alte Scheu vor den Büchern war von dem modernen Bildungsbestreben abgelöst worden, und Hock ward die Aufgabe zu Theil, zwei Knaben aus zweiter Ehe, seine Halbbrüder in den Disciplinen zu unterrichten, die er einst nur verstohlen sich hier hatte aneignen dürfen. Der Aeltere der beiden Knaben lohnte durch Fleiss und seltene Fassungs-gabe die Hingebung des brüderlichen Lehrers, der mit in-niger Liebe an dem Kinde hieng und an seinen Fortschritten sich erquickte. Ein Lehrer kam in's Haus, der dem jüngeren Knaben nachhelfen sollte, der nachmals in Wien wirkende Dr. jur. H. Knepler, der zu Hock in die engsten freundschaftlichen Beziehungen trat und später öfter gern bekannte, wie viel er dem Jugendfreunde zu verdanken hatte.

Ein regelmässiger Briefwechsel erhielt die Freundschaft, die Hock damals bereits mit zahlreichen hervorragenden jungen Männern während ihrer Prager Studienzeit geschlossen hatte. Josef Szántó und sein Bruder Simon Szántó, nachmals der Redacteur der „Neuzeit“, Hermann Bodek, der Schwiegersohn Rapports, hiengen Hock auch nach ihrer Trennung von Prag in treuer Gesinnung an, von der noch mancher Brief uns Zeugniss giebt. In Prag selbst hatte der junge Kaufmann längst das litterarische Bürgerrecht erlangt. In den Kreisen der jüdischen Wissenschaft nicht minder als in den belletristisch schriftstellerischen ward der scharfsinnige und federgewandte Vielwiser als vollbürtiges Mitglied angesehen. Als 1846 in Prag ein „Club“ sich bildete, dessen Genossen allsonntäglich sich versammelten, um abwechselnd streng wissenschaftliche Vorlesungen zu halten, fehlte darin auch Hock's Name nicht. „Hock und ich, schreibt der um ein Jahrzehnt jüngere, aber durch seine Lehrer Ehrmann

und Klemperer, die Freunde Hocks, und durch gemeinsame Besuche im Rapoportischen Hause früh mit Hock befreundete S. Kohn, Hock und ich gehörten diesem Club an, ausser uns, so viel ich mich erinnere, noch Dr. Benisch, der, wenn ich nicht irre, später an der Oxfordter Bibliothek angestellt wurde, Chorin, ein Enkel des bekannten Arader Rabbiners, ein hochgenialer Mann, welcher später das grosse Verdienst hatte, die Braunkohle als Heizungsmaterial einzuführen, Med. Dr. Ludwig Klein d. z. in Wien, Dr. Lasch, gegenwärtig Präs. der Prager Isr. Cultus-Gemeinde-Repräsentanz, Dr. Samuel Neuda, Dr. Adolf Pick, Oberstabsarzt Sobotka, Advokat Dr. Stampfer in Brünn, Oberstabsarzt Treulich u. A.

Es waren durchwegs ernste, strebsame Männer, die sich in der Folge hohe Lebensstellungen errangen. Dabei waren wir von einer in der Gegenwart unglaublich erscheinenden Genügsamkeit. Ich erinnere mich noch deutlich eines Vorfalles, der dies illustriren mag. Wir hatten beschlossen, die hundertste Vorlesung in unserem Club in solenner Weise zu feiern, und der hierzu erforderliche Credit wurde sofort auf die Mitglieder repartirt und die Kosten des Banketts beliefen sich per Kopf auf die enorme Summe von einem Silberzwanziger (35 Neukreuzer)! Das Festmahl musste mit Rücksicht auf Hock, Lasch und mich in einem Hause bereitet und abgehalten werden, dessen Zuverlässigkeit puncto Frömmigkeit über jeden Zweifel erhaben war, und so wurde denn dieses kleine Fest in dem Hause des berühmten Talmud-Gelehrten Simon Lasch s. A., dem Vater des gegenwärtigen Präs. der Prager Cultus-Gemeinde, gefeiert.

Ich erinnere mich noch heute, nach einundvierzig Jahren, was ich an diesem Abende in einer in Knittelversen abgehaltenen Tischrede, in welcher ich scherzhaft alle in unserem Vereine abgehaltenen Vorträge berührte, über Hock sprach. Dieser hatte nämlich über die böhmische Judensteuer, eine der drückendsten und ungerechtesten Abgaben, die je bestanden, in ausführlicher, eingehender Weise referirt und war zu dem Schlusse gelangt, dass die österreichische Regierung vor allem Andern die Pflicht habe, diese aufzuheben. Merkwürdiger Weise erschien einige Tage darauf unerwartet, ohne

dass seitens der Juden darum petirt oder sonst ein Anstoss hierzu gegeben worden wäre, am 22ten Juni 1847 die allerhöchste Entschliessung, mittelst welcher die Judensteuer aufgehoben wurde. Mit Bezug darauf deklamirte ich mit Pathos :

Hock hat jüngstens hier gelesen
 Ueber Judensteuerfrag'
 Ueber dieses garstige Wesen,
 Hat gesagt, dass er's nicht mag.
 Kaum hat man's in Wien vernommen,
 führte flugs man's zu Gemüth,
 Ein Patent ist r'abgekommen,
 Die junge Saat hat rasch geblüht . . .
 Danket jeder dem Monarchen,
 danket seinem weisen Rath,
 Danket Hock und dem Vereine
 für die schöne edle That!

was eine stürmische nicht enden wollende Heiterkeit der ganzen Tafelrunde hervorrief.

Trotz des sittlichen Ernstes, der uns alle beherrschte, hatten wir manche wiewohl ganz unschuldige, doch ergötzliche Stückchen ausgeführt.

So hatte 1846 unser „Club“ beschlossen, in corpore am Purim „Masken zu gehen.“ — Man muss das alte Prag gekannt haben, um den Begriff „Masken gehen“ in seiner vollen Bedeutung würdigen zu können. Die Judenstadt — jetzt Josefstadt genannt — war damals ausschliesslos von Juden bewohnt, und der grösste Theil der jüdischen Bevölkerung, darunter auch wohlhabende und angesehene Männer hatten hier ihre Häuser, wodurch dem ganzen Stadttheil ein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt wurde. Unter den Bewohnern der Judenstadt herrschten in gewisser Beziehung patriarchalische Verhältnisse, Einer kannte den Andern, man bewegte sich in diesem Stadttheil sans gêne und so konnte es geschehen, dass die Prager Judenstadt am Samstag Abend, welcher dem Purimfeste folgte, eine ganz eigenthümliche Physiognomie annahm und man sich nach Venedig oder Rom während der tollsten Carnevalszeit versetzt glaubte. An diesem Abend nämlich wurden in zahlreichen

Häusern der Judenstadt Bälle, Gesellschaften, Unterhaltungen, Pickeniks gegeben, zu welchen Jedermann, der maskirt war, Eintritt hatte. Die Strassen wimmelten von unzähligen Masken, man sah Dominos in allen Farben, Türken, Perser, Ritter, Blumenmädchen, alle erdenklichen Charaktermasken, auch viele, und zwar jene, welchen die nöthigen Kapitalien fehlten, sich einen Maskenanzug auszuborgen, in ihrer gewöhnlichen Kleidung einerschreiten und nur eine Larve vor dem Gesichte vorgebunden.

In dem bunten farbenreichen Gewoge herrschte herzliche Fröhlichkeit — aber durchaus keine Ausgelassenheit. In den Häusern, wo die Masken eintraten, entspann sich zwischen den Maskirten und Unmaskirten eine lebhaftere, mitunter sehr geistreiche Conversation. Diese bemühten sich zu errathen, wer jene wären, jene suchten sich durch kleine Geheimnisse, die sie erlauscht hatten, interessant zu machen, die Neugierde zu reizen, es war dies ein reizender Abend, wie ihn die Gegenwart nicht kennt, und man zehrte an dessen Erinnerungen noch wochenlang später.

Wir „Clubisten“ waren ganz gleich in seidene schwarze Dominos gehüllt und mit Handschuhen, die wenigstens am Beginne unserer Maskenwanderung blüthenweiss waren, bekleidet, und erregten sofort bei unserem Erscheinen im Tanzzimmer oder Salon durch unsere Eleganz Aufsehen, das sich billig noch steigerte, als aus unserer Gruppe, je nach der Person, an die wir das Wort richteten, englisch, französisch, italienisch, lateinisch ertönte, einer sich zum Piano setzte und ein gegebenes Thema variirte und die Devisen, welche wir massenhaft vertheilten, als witzige, treffende, dabei nicht verletzende bezeichnet werden mussten.

Wir waren durchwegs gutmüthige Menschen, die ihren Witz nicht auf Unkosten Anderer glänzen lassen, niemanden beleidigen wollten, und manches gelungene Bonmot wurde lediglich aus diesem Grunde unterdrückt.

Nur ein einzigesmal an diesem Abend liess sich mein witziger Freund Hock zu einem scharfen Worte hinreissen. Wir Beide hatten zwei sehr hässliche, aber mit höchster Eleganz gekleidete Damen angesprochen, die uns aber höchst unfreundlich aufnahmen. Eine antwortete gar nicht; die

Andere schnippisch, endlich wandten sie uns sogar den Rücken und begannen — offenbar in der Voraussetzung, wir verstünden sie nicht, untereinander französisch zu sprechen. Nun riss Hocks schon längere Zeit morsch gewordener Geduldfaden und er rief den Hochmüthigen grollend zu:

Mes dames, vos toilettes sont bien elegantes, vous êtes toutes les deux bien mises.

(Meine Damen, Ihre Toiletten sind sehr elegant, Sie sind sehr schön gekleidet oder auch: Sie sind sehr mies = hässlich!)

Wie sehr Hock, durch Neigung und Umgang mit schriftstellernden Freunden veranlasst, damals dem litterarischen Kitzel nachgab, das beweist der Plan zur Gründung eines jüdisch-humoristischen Blattes, mit dem er 1849 umgieng, gerade als Isidor Busch ihn um seine Mitwirkung für die Wiener Jahrbücher angieng. Bereits hatte er sich der Mitarbeiterschaft seines Freundes S. Kohn versichert, als er im Hinblick auf die damals noch besonders trostlosen österreichischen Censurverhältnisse den Plan fallen liess.

In dasselbe Jahr fällt seine Verheirathung mit Frau Johanna, geb. Brandeis. Die tüchtige, mit hellem Verstande und einem Herzen voll Liebe begabte Frau, die eine vortreffliche, gebildete und wirthschaftliche Erziehung genossen hatte und nach der Sitte der Zeit und der Stadt auch besonders im geschäftlichen Leben geschult und erfahren war, trat wie ein Sonnenstrahl in sein Elternhaus, in dem der liebevolle Gemüthston bis dahin fremd gewesen, das Küssen z. B. zwischen Sohn und Eltern nicht eingerichtet war. „So brach ich, sagt sie in ihren Aufzeichnungen, das Eis in der Familie, wurde auch wie ein Kind von ihnen geliebt; es war dann gemüthlicher im Hause.“ Als der Vater und der so begabte ältere Halbbruder starben, ward Hock seiner Stiefmutter Julie ein treuer Sohn, ein Tröster und Beistand, der ihr die Erziehung ihres jüngeren, nunmehr einzigen Sohnes leiten half, dessen Vormund er auch wurde.

Die Ehe und die gehäufte geschäftliche Arbeit brachten in Hock's wissenschaftlicher Thätigkeit keinen Stillstand, kaum eine Einschränkung hervor. Die stille Neigung, welche die Gatten zusammengeführt hatte, wuchs in beglückender

Eintracht durch Achtung und steigende Würdigung. Noch als Greisin gedachte die Frau mit freudigem Stolze der Worte, die Rapoport an sie gerichtet hatte, als sie als Braut des von ihm so liebevoll geschätzten Hock ihm vorgestellt wurde: Sie bekommen einen selten gebildeten und gelehrten Mann; ich kenne wenige seinesgleichen, die in allen Fächern so zu Hause sind. Das Haus, das sie gegründet hatten, wuchs an Ansehen und Wohlstand. Isachar und Sebulun, wie die Alten Wissen und Erwerb personificirten, wohnten unter Einem Dache; Forscherdrang und Handelsgeist schufen freundschaftlich in Einem Haupte. Fünf blühende Kinder, zwei Knaben und drei Mädchen, bevölkerten die Räume, in denen die geschäftliche Sorge um den Erwerb mit der stillen Begeisterung um die geistigen Schätze des Judenthums und die Alterthümer der Gemeinde Prag brüderlich Wache hielten. Die Weisheit der Zurückhaltung, die nicht in zeitraubenden Thorheiten oder unnützen Aemtern ihre Befriedigung sucht, im Verein mit der bis zur Pedanterie geübten Tugend einer strengen Tageseintheilung liessen Hock die Zeit erübrigen, die er in seinem Geschäfte seiner Wissenschaft entziehen musste. Einmal nur im Jahre 1850 liess er von dem Vertrauen der Gemeinde in eine Stellung sich tragen, die ihn eine Zeit lang in den von ihm gerne gemiedenen Vordergrund der öffentlichen Aufmerksamkeit vorschob.

Das erniedrigende und an hässlichen Erscheinungen, wahren Sumpfpflanzen des Druckes, so reiche besondere jüdische Steuerwesen¹⁾ war beseitigt, die jüdische Steuergeldsdirektion hatte aufgehört zu bestehen, das Gewitterjahr 1848 mit seinen Stürmen und für die Juden Prags so bedrohlichen Gefahren war glücklich vorübergegangen, aber der alte Bau der Gemeinde krachte in allen Fugen, sie sollte es aufgeben, länger als politische Gemeinde wie bisher zu bestehen, und eine Cultusgemeinde bilden. Da galt es vor Allem, Statuten zu schaffen, zu deren Ausarbeitung ein grösseres Comité entsendet wurde, das aus seinem Schoosse ein engeres wählen sollte, dem die eigentliche Sisyphusarbeit zufiel. Denn es ward schier Unmögliches gefordert. Das so widerwärtige Ge-

¹⁾ Orient VIII (1847) p. 193—8

schäft der Statutenschaffung sollte hier noch durch die Forderung verbittert werden, dass über jeden Beschluss Stimmeneinhelligkeit erzielt werden musste. Soliman Edler von Hönigsberg, am 26. September 1864 als Secretär der Prager isr. Cultusgemeinde verstorben, Dr. med. Leopold Gitschin, Koppelman Lieben setzten nun 1850 mit Simon Hock dieses engere Comité zusammen, in dem sich dieser, wie Lieben von ihm rühmte, ebenso durch seinen hellen Verstand wie durch sein immenses Wissen auf jüdischem Gebiete glänzend bemerkbar machte. Das Unerwartete war eingetroffen, das Elaborat zu Stande gekommen, es fand den Beifall aller Einsichtigen — bis auf den Vorstand, der die Annahme dieser so mühsam und sorgfältig ausgearbeiteten Gemeindeordnung einfach verwarf.

Von der lautlosen, aber umso gedeihlicheren Arbeit seiner beglückten Musse — nur 1855 hatte er den tiefen Schmerz erfahren, ein Töchterchen, ein von ihm abgöttisch geliebtes Kind durch den Tod zu verlieren — sollte 1856 die erste grössere wissenschaftliche Hervorbringung seines Lebens, die Sammlung von Biographien zu Gal-Ed, den von seinem Freunde Koppelman Lieben herausgegebenen 170 „Grabsteininschriften des Prager isr. alten Friedhofs“, ein bleibendes Zeugnis ablegen. Mit Einem Schlage trat Hock damit in die vorderste Reihe der Vertreter jüdischer Wissenschaft. Jedem Urtheilsfähigen musste es angesichts dieser Leistung sofort klar werden, dass hier ein Mann auftrat, der aus dem Vollen schöpfte, dessen Arbeit aller Enden über sich hinauswies, nur wie eine Stichprobe aus dem überquellenden Reichtum gediegenen und geläuterten wissenschaftlichen Materiales sich darstellte. Das war nicht für den augenblicklichen Zweck zusammengestoppelt, sondern von langer Hand vorbereitet. Hier sprach nicht Einer, der immer nur das treibt, was er gerade im Momente bearbeiten möchte, und mit fahrigem Fingern immer nur den Zipfel der Wissenschaft erfasst, von dem er eben zu reden veranlasst wird. Das war offenbar Einer von den Dilettanten, die mit Entzücken am Webstuhle der Wissenschaft sitzen und mit innerem Antheil dem Fliessen der Fäden, der Verknüpfung von Kette und Einschlag zuschauen. Die Lebensbeschreibungen von R. Abigdor Kara